

Historischer Verein des Kantons Bern

Vorträge des Wintersemesters 1999/2000

Dr. Franz-Josef Sladeczek, Bern

Der Berner Skulpturenfund – Ergebnisse der kunsthistorischen Auswertung

Im Februar 1986 wurden bei Renovierungsarbeiten auf der Münsterplattform in Bern sensationelle Skulpturenfunde zu Tage gefördert: rund 500 teilweise lebensgrosse Skulpturenfragmente aus der Zeit des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts.

Wir stehen sowohl sakralen als auch entsakralisierten Bildwerken gegenüber. Sie sind zu einer Zeit entstanden, in der der Heiligenkult noch ganz im Mittelpunkt der Glaubensfrage stand, und wurden im Zuge der neuen Glaubenslehre zerstört, die jegliche Form des Heiligenkultes verwarf. Als «Füllmaterial» gelangten sie 1528, im Jahr der Berner Reformation, in den Boden der damals im Bau befindlichen Münsterplattform.

Im Oktober 1999, 470 Jahre nach ihrer Zerstörung und Vergrabung, wurden sie im Bernischen Historischen Museum erstmals der Öffentlichkeit übergeben. Zeitgleich mit der Ausstellungseröffnung erschien eine Publikation, die vom Bernischen Historischen Museum und der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte herausgegeben wurde. Die mehrheitlich aus lokalem Sandstein gehauenen Figuren sind kunsthistorisch von europäischem Rang. Die frühesten Werke, so eine vermutlich aus Prag importierte Pietà, stammen aus der Zeit um 1400, die spätesten Arbeiten – unter ihnen ein Bischofskopf und eine Reihe von Apostelköpfen – entstanden kurz vor Ausbruch der Berner Reformation. Die Fragmente dokumentieren somit ein ganzes Jahrhundert europäischer Skulptur der Spätgotik und legen gleichzeitig auch Zeugnis ab von einer ausgesprochen reichen Kunstproduktion in der Aarestadt zur Zeit des Spätmittelalters.

Der weitaus grösste Teil der Skulpturen sind als Erzeugnisse der Berner Münsterbauhütte anzusprechen. Die Steinmetz-Bildhauer der Münsterfabrik kamen aus unterschiedlichen Gegenden des Römisch-Deutschen Reiches. Zu den namhaftesten Bildhauern Berns in jener Zeit gehörten Matthäus Ensinger, Erhart Küng und Albrecht von Nürnberg. Letzterer darf jüngsten Erkenntnissen zufolge als Schüler Tilman Riemenschneiders bezeichnet werden. Die genannten Bildhauer brachten eine Vielfalt von Stileinflüssen in die Aarestadt, was sich insbesondere im unterschiedlichen Stilniveau der Skulpturen widerspiegelt, die sowohl niederländisch-westfälische, französisch-burgundische als auch oberrheinische und fränkische Einflüsse aufweisen.

Dr. Martin Germann, Bern

Zwischen Konfiskation, Zerstreuung und Zerstörung – Schicksale der Bücher und Bibliotheken in der Reformationszeit in Basel, Bern und Zürich

Der Übergang der eidgenössischen Stadtstaaten Zürich, Basel und Bern zur Reformation hat vorhandene Bibliotheken stark betroffen: ihre Bücher sties- sen bei den Anhängern der Reform aus inhaltlichen Gründen auf Ablehnung und waren dadurch gefährdet. Wurden sie nicht makuliert oder zerstört, wie zum Beispiel viele liturgische Handschriften, so wurden sie wie anderer Kir- chen- und Klosterbesitz um ihres materiellen Wertes gehandelt und in der Folge in alle Winde zerstreut. Aus Zürich haben wir die detailreichsten An- gaben über Bücherzerstörungen, in Basel sind die grössten vorreformatori- schen Bibliotheken bis heute überliefert, und auch in Bern sind viele kultur- geschichtlich wertvolle Entdeckungen zu machen. Eine Übersicht über das einst Vorhandene und über das bis heute Gerettete ist noch nicht möglich.

Dr. Georges Herzog, Bern

Albrecht Kauws einzigartige Veduten als Illustrationen für das Ämter-, Regi- ments- und Geschlechterbuch des Viktor von Erlach

Die als «Sammlung Kauw» bekannte, im Bernischen Historischen Museum aufbewahrte Serie von über 80 Landschaftsaquarellen ist ohne Zweifel jene Werkgruppe, mit der sich der aus Strassburg zugewanderte Maler Albrecht Kauw (1616–1681) am nachhaltigsten seinen Platz im bernischen Bewusst- sein sicherte. Durch sie ist sein Name – vor allem in breitesten Kreisen histo- risch und heimatkundlich Interessierter – zu einem festen Begriff geworden. Es ist ein ausgesprochener Glücksfall, dass man aus dieser Zeit – neben den Veduten der «Topographia Helvetiae» von Matthäus Merian – eine so um- fangreiche und hochwertige Sammlung von Ansichten bernischer Städte, Dörfer, Schlösser und Ruinen vom Genfersee bis in den Aargau besitzt.

Prof. Dr. Urs M. Zahnd, Universität Bern

König, Reich und Stadt – Bemerkungen zu Stadtrechten und politischem Alltag in Bern, Solothurn und Murten im 13. und 14. Jahrhundert

Das Verhältnis zwischen Königen und Kaisern des Alten Reiches und den auf Königsgut stehenden Städten seit dem Hochmittelalter ist in der neueren Forschung intensiv untersucht worden. Dabei wurde deutlich, dass aus der Optik der Herrscher und des von ihnen geprägten Reichsrechtes von «Reichsstädten» erst seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert gesprochen wer-

den darf. Fielen Städte wegen des Aussterbens der Familie ihrer bisherigen fürstlichen Stadtherren an den König (wie beispielsweise 1218 Bern, Solothurn und Murten), wurden sie dadurch in den Augen der Könige nicht zu Reichsstädten, sondern zu königlichen Städten, in denen der Herrscher all jene Rechte weiterhin beanspruchte, die bisher dem fürstlichen Stadtherrn zugestanden hatten.

Die Ausführungen über die stadtrechtlichen und politischen Verhältnisse in Bern, Solothurn und Murten versuchen nun, diese königliche Betrachtungsweise des Verhältnisses Herrscher-Stadt mit den Ansichten und der konkreten Politik der Kommunen zu kontrastieren. Dabei geht es vor allem um die Frage, inwiefern und wie lange die Städte die Gleichsetzung von König und Reich akzeptierten und damit König und Reich als ausschliessliche Legitimationsgrössen im politischen Alltag verstanden. Der Emanzipationsprozess zur Reichsstadt des 15. Jahrhunderts wird somit gleichsam von unten her mitverfolgt.

Prof. Dr. Peter Stotz, Universität Zürich

Furcht vor dem Weltende ums Jahr 1000? Von Endzeitängsten und runden Zahlen

«Millennium», ein Modewort und Reizwort in der heutigen Publizistik. Mit ihm verbinden sich teils recht diffuse Zukunftsängste, teils die konkrete Furcht davor, dass unsere von der Elektronik abhängige Zivilisation an der Schwelle zum Jahr 2000 einen empfindlichen Einbruch erleiden könnte. Ein ganz anders gearteter Jahrtausend-Begriff entstammt der Offenbarung des Johannes und ist von grossem Gewicht im christlichen Nachdenken über das Ende der Geschichte und die letzten Dinge. Der Vortrag wirft einen Blick auf die Zeitstimmung und auf endzeitliche Vorstellungen um die letzte Jahrtausendwende. Anhand von zeitgenössischen Äusserungen – Geschichtswerken, Briefen oder theologischen Texten – kann abgeschätzt werden, wie viel wirklich an der Annahme einer epidemischen Angst vor dem Anbruch des Weltendes in jener Zeit dran ist. Es war eine Lieblingsidee von Historikern des 19. Jahrhunderts, für die Zeit kurz vor und um 1000 eine Massenpanik anzunehmen; sie ist bis heute merkwürdig populär geblieben. Bloss: war den einfachen Leuten von damals geläufig, in welchem Jahr nach Christi Geburt man gerade lebte? Und: wovor fürchteten sie sich wirklich? Darüber gibt es keine Gewissheit, jedoch begründbare Vermutungen.

Prof. Dr. Regula Frei-Stolba, Universität Bern

Die Stifterin Plancia Magna aus Perge (Kleinasien). Neue Forschungsergebnisse zur Stellung der Frauen in der römischen Kaiserzeit

Seit einigen Jahren wird das Auftreten von Frauen in der Öffentlichkeit im Hellenismus und vor allem in der römischen Kaiserzeit näher untersucht (so auch von R. Frei-Stolba, Universitäten Bern und Lausanne, mit A. Bielman und N. Mekacher in Zusammenarbeit mit dem CNRS, Paris). Die Zeugnisse sind vorwiegend Inschriften, das heisst unmittelbare Dokumente. Eine hervorragende Gestalt war Plancia Magna aus Perge in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus. Sie liess als Stifterin für ihre Heimatstadt eine prachtvolle, mit Kaiserstatuen geschmückte Toranlage und ebenfalls am Stadteingang eine mit Statuen der Stadtgründer ausgestattete Galerie erbauen. Dafür erhielt sie schliesslich als Dank vom Rat und Volk von Perge ein Ehrenmonument. Ihre Statue als Kaiserpriesterin ist erhalten. Plancia Magna war Angehörige des Munizipaladels und bekleidete Priesterämter sowie dreimal das Amt einer Demiurgen, des eponymen Beamten dieser Polis. Plancia Magna ist kein Einzelfall, sondern repräsentiert eine Entwicklung, die im griechischen Osten (Kleinasien) im Hellenismus einsetzte und sich in der römischen Kaiserzeit ausweitete.

Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig: Erstens wandelte sich die Gesellschaft zu einer ausgeprägten Aristokratie, wo in den einzelnen Poleis die wenigen führenden Familien die Ämter und Priesterstellen monopolisierten und dafür auch die weiblichen Mitglieder der Familie einsetzten. Zweitens veränderte sich der Amtsbegriff bereits in hellenistischer Zeit, als das Amt finanzielle Aufwendungen des Amtsinhabers für die Polis erforderte und sich zur Liturgie wandelte. Diese Entwicklung gilt für den griechischen Osten wie auch für den lateinischen Westen des Reiches, wo von Inhabern der städtischen Ämter eine so genannte «summa honoraria» verlangt wurde. Auch darüber hinaus wurden von der Elite Spenden und Stiftungen erwartet. Die Mitglieder der reichen Oberschicht wurden damit zu Euergeten, Wohltätern, um ihr Sozialprestige zu erhöhen; so haben diese Stiftungen nichts mit der christlichen Wohltätigkeit zu tun.

Drittens wandelte sich die rechtliche Stellung der Frau im griechischen wie vor allem im römischen Recht, wo seit dem Hellenismus die griechischen Frauen offenbar Vermögen besaßen und darüber verfügen konnten, zuerst nur im Einverständnis mit dem Vormund (kyrios), dessen Rolle aber immer blasser wurde. Der Wandel der Stellung der römischen Frau ist besser dokumentiert und zeigt, dass in der Kaiserzeit die Form der Ehe sine manu galt, in der die Frau in der Herkunftsfamilie verblieb, beim Tod ihres Vaters rechtlich selbständig wurde und schon bald auch den Tutor nicht mehr benötigte (die «tutela mulierum» wurde stufenweise abgeschafft).

Schliesslich ist der Einfluss der hellenistischen Herrscherinnen, dann der Gattinnen der römischen Kaiser seit Livia, der Ehefrau des Augustus, beträchtlich gewesen. Bereits Livia trat in der Öffentlichkeit als Stifterin und Wohltäterin auf und wirkte so als Vorbild. Mit ihrer Vergöttlichung 42 nach Christus setzte der Kult der «divae» ein, indem in den Provinzstädten Kaiserpriesterinnen an der Seite von Kaiserpriestern den Kult der vergöttlichten Herrscherinnen und Herrscher ausübten; damit wurden Priesterstellen für Frauen geschaffen. Offenbar bestanden Unterschiede je nach Region. Vor allem in Kleinasien traten Frauen in der Öffentlichkeit auf.

Dr. Martin Stuber, Bern, lic. phil. Stefan Hächler, Bern
Ancien Régime vernetzt. Albrecht von Hallers Korrespondenz als Quelle zur bernischen Geschichte

Vernetzung ist eines der Schlüsselwörter aktueller Gesellschaftsanalyse. Es kann zur Vertiefung dieses Begriffs beitragen, auch historische Netze verstärkt ins Blickfeld zu nehmen und nach deren technischer Grundlage, soziologischer Zusammensetzung und inhaltlicher Funktion zu fragen. Dass dies hier am Beispiel Albrecht von Hallers (1708–1777) geschieht, ist nicht ganz zufällig. Haller ist als Begründer der modernen Physiologie, Pionier der Pflanzengeografie und Dichter der «Alpen» eine der überragenden Gestalten der Aufklärung. Er kann aber nicht nur als der «letzte Universalgelehrte» gesehen werden, wie er oft genannt wird, sondern auch als «erster Netzworke», der das verkörpert, was heute zum Massenphänomen geworden ist: ein Leben im Netz. Sein Kommunikationsmedium ist entsprechend der Zeit – das 18. Jahrhundert gilt als Jahrhundert des Briefes – ein Netz von über 1150 Korrespondenten und 50 Korrespondentinnen, die über ganz Europa verteilt sind und von denen über 13 000 Briefe überliefert sind. Etwa ein Viertel dieser Briefe haben ihren Absendeort in altbernischem Gebiet. Dies ergibt eine einzigartige Quellenlage, mit der am Beispiel des bernischen Ancien Régimes die Strukturen überlokaler Kommunikation in einem begrenzten Territorium analysiert werden können. Wie bilden der Pfarrer im Berner Oberland, der Landvogt am Genfersee und der Berner Ratsherr zusammen mit dem Salzdirektor in Roche einen gemeinsamen virtuellen Dorfplatz? Wer nimmt an diesem Netz teil und welche Rolle spielt dabei der Klatsch? Welche Bedeutung hat das Netz für die Berner in der Fremde? Welche Themen und Personen kommen mit wem zur Sprache? Die Beantwortung solcher Fragen weist gleichzeitig auf die Fülle von Themen des bernischen und waadtländischen 18. Jahrhunderts, für die der Haller-Briefwechsel ergiebige Quelle ist.

Cynthia Dunning, Berner Kantonsarchäologin

Vom Museum Schwab in Biel zum Archäologischen Dienst in Bern mit seiner Vielfalt an Aufgaben

Die Archäologie ist im Kanton Bern sehr präsent, sei es in Museen, Publikationen oder in den Medien. Was steckt dahinter? Das Curriculum vitae der heutigen Kantonsarchäologin erlaubt es, einen Blick hinter die Kulissen zweier Institutionen zu werfen und die Vielfalt der Aufgaben der heutigen Archäologie aufzuzeigen.

Das Museum Schwab widmet sich der Konservierung und vor allem dem Ausstellen von archäologischen Ergebnissen. Das Museum spielt bei der Vermittlung des Geschichtsunterrichts in der Schule eine wesentliche Rolle.

Der Archäologische Dienst hat andere Aufgaben, insbesondere das Sicherstellen von archäologischen Fundstätten und, wenn dies nicht möglich ist, eine wissenschaftliche Ausgrabung und deren Bearbeitung bis zur Publikation. Um die archäologischen Arbeiten zu vereinfachen, sind Beziehungen zu den Gemeindebehörden, Architekten und Bauherren notwendig. Der Archäologische Dienst ist Bindeglied zwischen allen in der Archäologie forschenden Institutionen, wie Museen, Universitäten oder andere Institutionen. Ebenso gehören öffentliche Vorträge, Medienarbeit und Ausstellungen zu den Aufgaben dieser kantonalen Dienststelle. Auch wenn der Archäologische Dienst heute seinen Auftrag ernst und gewissenhaft erfüllt, müssen noch verschiedene Bereiche der Arbeit erweitert werden. Folgenden Aufgaben möchte sich die Kantonsarchäologie in der näheren Zukunft widmen:

- Vermittlung der Geschichte in den Schulen durch spezifische Publikationen sowie Lernprogramme für Schüler und Schülerinnen und die Lehrerschaft,
- Ausbau der Beziehungen mit den Behörden, Privaten und wissenschaftlichen Institutionen,
- Erweiterung der Forschung auf bisher wenig bekannte Gebiete des Kantons Bern, wie zum Beispiel Prospektionen im Berner Oberland.

Lic. phil. Daniel Schmutz, Bern

Gespendet, verloren und wiedergefunden – Fundmünzen aus Kirchen im Kanton Bern als Quelle zum spätmittelalterlichen Geldumlauf

Seit den sechziger Jahren wurden im Kanton Bern rund 60 Kirchen archäologisch untersucht. In der Regel war der Einbau einer Bodenheizung der Anlass für eine Kirchengrabung. Bei diesen Untersuchungen kamen bis heute rund 900 Münzen zum Vorschein.

Fundmünzen aus Kirchen stellen eine wichtige Quelle zur Erforschung des spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Geldumlaufs dar. Schatzfunde und Erwähnungen in schriftlichen Quellen geben in der Regel nur Hinweise auf die Zirkulation grösserer Münzsorten. Die zahlreichen Fundmünzen aus Kirchen stellen dagegen die wichtigste Materialgrundlage für die Erforschung des Kleingeldumlaufs dar. Die meisten dieser Münzen sind als Opfergeld zu interpretieren, das beim Spenden verloren ging. Da viele Kirchen der Berner Landschaft im Spätmittelalter mit einem Bretterboden versehen waren, konnten die Münzen zwischen den Spalten der Bretter hinunterfallen.

Eine erste Auswertung der Fundmünzen aus bernischen Kirchen führte zu folgenden Ergebnissen: Geldgeschichtlich war das Gebiet des heutigen Kantons Bern im Spätmittelalter nach Osten ausgerichtet und gehörte zusammen mit der übrigen Deutschschweiz einem relativ einheitlichen Währungsgebiet an. Der Einfluss des westlich anschliessenden Gebiets der Romandie war dagegen gering. Wichtiger sind die Münzen aus dem süddeutschen und elsässischen Raum. Eine Gruppe von mittel- und norddeutschen Prägungen ist in bernischen Kirchgrabungen ebenfalls vertreten. Vermutlich ergänzten solche überregional zirkulierenden Münzen den Ausstoss der einheimischen Münzstätten, von denen die meisten im 15. Jahrhundert ihren Betrieb während mehrerer Jahrzehnte eingestellt hatten.

Lic. phil. Charlotte Gutscher, Bern

2000 *Wandmalereien «im Zeichen der Nelke»*. Neue Forschungen zu den verkannten Werken der Berner Nelkenmeister

Auffallend viele bernische Malereien aus der Zeit um 1500 tragen statt einer persönlichen Signatur ein gemeinsames Zeichen: je eine rote und eine weisse Nelke, in unterschiedlicher Anordnung, aber meist an auffälliger Stelle im Bild liegend. Alle diese Werke standen einst in sakralem Gebrauch: die Tafelbilder als Teile von Altarretabeln, die Wandmalereien als belehrender Schmuck der Kirchenwände. Während von keinem Altarbild die ursprüngliche Aufstellung in einer Berner Kirche nachzuweisen ist, lässt sich über Auftrag und Entstehung der Wandmalereien sehr viel mehr aussagen. Sie stehen deshalb im Zentrum unserer Betrachtungen.

Der weitaus umfassendste Komplex von Wandmalereien entstand für das hiesige Dominikanerkloster, dessen Kirche heute als Französische Kirche dient. Die am Ort erhaltene Ausmalung des Lettners ist mehrfach mit der Jahreszahl 1495 datiert, ein grosser Raum im einstigen Kloster wurde nachweislich im Jahr 1498 zu Ehren des in Bern stattfindenden Provinzialkapitels ausgemalt. Als die Gebäude des Klosters am Ende des letzten Jahrhunderts niedergerissen wurden, dokumentierte man die Malereien in riesigen Aqua-

rellkopien und löste besser erhaltene Fragmente ab. Beide Aufträge der Dominikaner ergingen an eine mit Nelken zeichnende Werkstatt Berns, die diese nach den genauen ikonografischen Anweisungen der Klosterleitung in handwerklich hoch stehender Qualität ausführten.

Nur spärliche Reste sind erhalten geblieben aus einem umfangreichen Zyklus, der gegen 1500 in der ehemaligen Antoniterkapelle ausgeführt wurde und ebenfalls als ordensspezifischer Auftrag zu bezeichnen ist. In 64 Szenen zeigte er einst die vom Mutterkloster St. Antoine in der Dauphiné ikonografisch genau festgelegte und verbreitete Legende des Ordenspatrons Antonius. Die Berner Malereien folgen dem Vorbild eines grossen bemalten Tuches, das Anfang des 15. Jahrhunderts für St. Antoine in Auftrag gegeben wurde. Wie es scheint, existierten einst in vielen Ordensniederlassungen Kopien dieses Tuches, die aber wie ihr Vorbild aufgrund schlechter Haltbarkeit die 500 Jahre seit ihrer Entstehung nicht überlebt haben. Die sehr rasch gemalte und äusserst ausführliche Lebensschilderung des Heiligen erinnert an diese sonst verlorene Tradition, wodurch die Berner Malereien trotz ihres schlechten Erhaltungszustandes zu einem wertvollen Dokument für die Zeit- und Ordensgeschichte der Antoniter werden.

Allgemeinere Fragen nach Herkunft und Stil der mit Nelken zeichnenden Maler lassen sich anhand der in öffentlichem Auftrag entstandenen Malereien in der Münstervorhalle erörtern. Sie sind mit der Jahreszahl 1501 datiert und stellen damit das letzte sichere Zeugnis der Nelkenmeister in Bern dar. Spiegeln sie erstmals den Einfluss des in den frühen neunziger Jahren in Basel tätigen Albrecht Dürer?